

# WISSEN DURCH STÖRUNG

## Das frühe Telefon in Bericht und Literatur

von Sabine Zelger (Wien)

Erstveröffentlichung

1 Derrida, Jacques: Das andere Kap. In: Ders.: Das andere Kap. Die vertagte Demokratie. Zwei Essays zu Europa. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, pp. 9-80, hier p. 34.

Plötzlich war das Fantastische wahr geworden: Bei der Weltausstellung in Philadelphia auf einem Nebenschauplatz präsentiert, am 14. Februar 1876 in den Vereinigten Staaten zum Patent angemeldet, in Österreich 1879 um Konzessionierung angesucht, 1881 bewilligt: Man kann telefonieren. Mit zeitlichen Verschiebungen wird über den Globus verteilt Kommunikation Raum überwindend möglich. Grenzen scheinen wie ausradiert, Zusammenhänge gestiftet, Wegelagerer ausgetrickst.

100 Jahre später liest sich vom Zauber dieser Maschine allerhand: Sie wird zum Allheilmittel gegen Einsamkeit, zum Medium von Transkulturalität, zum Garanten einer besseren Welt. Jacques Derrida etwa feiert Anfang der 90er Jahre das ungeheure Potenzial des neuen Mediums:

Es geht hier um eine Kommunikation, die, »verkabelt« und »zielgerichtet«, in größter Nähe zu Haupt und Oberhaupt, alles sogleich erreicht und sich überall verbreitet. Ein derartiges kapillares System überquert nicht allein die nationalen Grenzen. Wie wir wissen, sind totalitäre Regimes außerstande, wirksam gegen ein inneres Telephonnetz zu kämpfen, sobald dessen Dichte eine gewissen Schwelle überschreitet; [...] Für den Totalitarismus verwandelt sich das Telephon so in die unsichtbare Andeutung und in die gebieterische Anordnung seines Zusammenbruchs.<sup>1</sup>

Frenetischer Applaus also für ein Gerät 100 Jahre später, dabei handelt es sich um ein Zufallsprodukt naturwissenschaftlicher Forschung, die sich mit der technischen Erfindung des Sprechens und Hörens befasste. Ein völker- und klassenüberschreitendes, gar ein demokratisierendes Medium war nicht einmal angedacht. So vollzog sich auch der Einzug des Telefons bis hin zu seiner Veralltäglichung (in Europa etwa in den 1960er, 1970er Jahren) beinahe unbeobachtet. Die Daten- und Forschungslage ist prekär. Die Kommentare sind dürftig und analog zum dürftigen Interesse an der Maschine werden auch keine spektakulären Potenziale wahrgenommen. Statt darüber zu reflektieren, was alles möglich ist, wird thematisiert, was nicht geht. Statt den Blick auf Verkabelung und die multifunktionale Maschine zu richten, lässt man Geister und Mythen aufleben und formuliert aus, was alles nicht oder nicht besonders gut funktioniert.

So lässt sich das heute noch verfügbare Wissen über die Annahme und die zögerliche Aneignung des frühen Telefons, das, was rund um das neue Gerät in den ersten Dekaden berichtet wird, um das Phänomen der Störung bündeln. Es sind die vielseitigen Schwierigkeiten, die die Schreibanlässe bilden und das Medium in einer Welt der Trennungen und Abgrenzungen zeigen, im Reich der Macht und der Finsternis, des Heimtückischen und des banalen Ärgernisses. Oder vielmehr umgekehrt: Die Telefonie fordert dazu heraus, statt Grenzüberschreitungen zu wagen, Grenzen zu ziehen. Sie reizt statt zu egalitären Strukturänderungen zum Formulieren diverser Distinktionsbedürfnisse. Und nicht zuletzt verführt sie, zumal in der Literatur, in die Welt der Magie und Mythen anstatt Auseinandersetzungen mit dem technischen Gebrechen bzw. dem Zauber der kruden Technik anzuregen.

Auf drei Aspekte möchte ich nun in meinem Beitrag näher eingehen, die die frühe Auseinandersetzung mit dem störenden und gestörten Telefon geprägt haben: auf die Konstruktion nationaler Differenz, auf die gesellschaftliche Differenzierung rund um den Fremdkörper des Münzfernsprechers und zuletzt auf die Inszenierung fantastischer Welten rund um das Telefon, die den Blick auf die Technik überlagern oder verdrängen.

### 1. Zur nationalen Differenz

In den frühesten Phasen des Fernsprechers wurde das Gerät in seiner Eigenschaft als physikalisches Spielzeug ganz unterschiedlich genutzt und lässt bisweilen auch länderspezifische Eigenheiten erkennen: Zwar fungiert es überall als spektakuläres Hörgerät bei Ausstellungen und auf Jahrmärkten, indem Stimmen oder Musik übertragen werden. Während jedoch die kommerzielle Nutzung aus behördlichen Gründen in Deutschland etwa

2 Cf. Technisches Museum Wien (Hg.): 100 Jahre Telephonie in Österreich. Sonderausstellung des Technischen Museums. Wien: Technisches Museum 1981, p. 19.

3 Hopkinson, J.: Befund über das Wiener Telephon-System. Gekürzte Wiedergabe in: Technisches Museum Wien 1981, pp. 29-32.

4 Cf. Becker, Jörg: Die Anfänge der Telefonie. Zur Industrie- und Sozialgeschichte des Telefons im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Ders. (Hg.): Telefonieren. Marburg: Jonas 1989 (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 24), pp. 63-76, hier p. 66.

5 Cf. Witte, Eberhard: Das Telefon als Wirtschafts- und Sozialfaktor. In: Forschungsgruppe Telefontelefonkommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft. Berlin: Spiess 1990, Bd. 2, pp. 24-30.

6 Cf. Lange, Ulrich/Zerdick, Axel: Gedanken zur Vielfalt des Telefons in Europa. In: Forschungsgruppe Telefontelefonkommunikation 1990, pp. 88-123, hier p. 92.

7 Tucholsky, Kurt: »Ich rufe vor eins noch mal an – !« In: Ders.: Gesammelte Werke in 10 Bden. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985, Bd. 8, pp. 17-19, hier p. 19.

nicht erwünscht war, wurde das moderne Hörgerät zahlenden BürgerInnen in Frankreich und Ungarn jederzeit zugänglich gemacht. In Paris z.B. wurden nach Münzeinwurf fünf oder zehn Minuten lang Varietés oder Theaterszenen übertragen, in Ungarn lieferte das Telefon den Abonnenten den ganzen Tag über Nachrichten, Vorträge oder Musik. In dieser Zeit des einseitigen Gebrauchs stand jedenfalls die Konsumation von konservierten Programmangeboten im Vordergrund. Man genoss und staunte. Die Telefonkultur anderer Nationen war nicht das Thema.

Das ändert sich, als das Medium zweiseitig genutzt wird und bald auch Verbindungen im Fernverkehr möglich sind.

In der österreichischen Monarchie waren es zuerst verschiedene private Betreiber, die Netze anlegten, die *Wiener Privat-Telegraphengesellschaft* in der Hauptstadt, Tramway-unternehmer in Linz; in Graz, Prag und Triest etwa eine britische Firma. Daneben begann auch der Staat selbst, Netze zu bauen, erklärt schließlich 1887 »das gesammte Telephonwesen als Staatsregal« und versucht, die Anlagen zu erwerben.<sup>2</sup> Dem Umstand der harten Verhandlungsposition der Wiener Netzbetreiber ist es zu verdanken, dass wir heute noch über den Befund eines britischen Gutachters aus dem Jahr 1893 verfügen, in dem die Anlagen von Paris, London und Berlin mit jener in Wien verglichen werden. Dieser Text demonstriert schön den Reigen an Störungsmomenten, mit denen die Telefonierenden zu kämpfen hatten. Im Befund dienen sie hingegen dazu, ein urbanes Ranking zu erstellen, bei dem das Wiener Netz als eindeutiger Favorit hervorgeht. So lesen wir darüber, dass die »Inductoren [...] die solidesten« sind, »welche ich irgendwo gesehen habe«. Die Kabel »sind gewiss von einer bemerkenswerten Haltbarkeit«, lediglich 20 von 70.000 seien »schadhaft geworden«. Die Verbindung der Abonnenten ist rasch, die Gebühr »eine bemerkenswerth billige«. Auch »die Rede ist laut und deutlich, lauter und deutlicher, als in London, Paris oder Berlin«. Nur hinsichtlich Nebengeräusche, »welche aus anderen Quellen, als dem Sprechen der Personen, herrühren«, schlägt die französische Hauptstadt das Wiener Telefonnetz.<sup>3</sup>

Die Unterschiede zwischen den Telefonanlagen, wie sie hier im technischen Duktus eines Gutachtens zu finden sind, können auch, wie Jörg Becker unter Rückgriff auf das *Kapital* von Karl Marx überzeugend vorführt, »im Kontext eines ›rasenden Kampfes‹ um weltweite ›Raumanteile am Markt‹ gesehen werden«.<sup>4</sup> In der sozialwissenschaftlichen Forschung werden sie v.a. anhand wirtschaftlicher Kriterien quantifiziert. Insbesondere was die Diffusion der Anlagen anbelangt, wird heute ein direkt proportionales Verhältnis zum Bruttosozialprodukt errechnet.<sup>5</sup> Nur selten greift man dort, so Ulrich Lange, auf das Mentalitätsparadigma zurück.<sup>6</sup> Anders verfährt der literarische Diskurs. Über Unterschiede in technischen Belangen, Ausstattungsfragen oder sich ausbildende Kommunikationsgewohnheiten werden Mentalitäten konstruiert und ganze Völkerhierarchien entworfen. Die grenzüberschreitenden Telefonkontakte werden als problematisch, uninteressant und unerwünscht oder ganz einfach als undurchführbar vorgeführt.

Kurt Tucholsky, einer der frühen Telefonzeugen, hat gleich auf mehrfache Weise länderspezifische Schwierigkeiten beim Telefonieren in pointierte Kurztexte gefasst. Zentraler Fokus ist die Telefonversessenheit der Berliner, die der Autor sowohl auf deren Mentalität als auch – davon nicht unabhängig – auf die technische Funktionstüchtigkeit zurückführt. Diesen Zusammenhang illustriert der deutsche Autor (1930) am Beispiel des Fernsprechens in Schweden und Frankreich wie folgt:

Was die Schweden sind, so kommen die gleich mit einem Telefon zur Welt, und das erste »Bää!« des kleinen Gunnar klingt in ein schwedisches Telefon. Und wenn die Schweden erst einmal angefangen haben zu telefonieren, dann hören sie nie wieder auf. Dafür funktioniert ihr Telefon aber herrlich, und man findet es bei ihnen überall. Die Franzosen haben es wieder besser; wenn man da von der rue Lafontaine nach der Place Denfert-Rochereau telefonieren will, dann gibt es zwei Mittel: Man kann sich ein Taxi nehmen und zu dem andern hinfahren. Das geht am schnellsten. Man kann aber auch von Paris nach Berlin reisen und von dort nach Paris telefonieren: dann ist wieder die Verständigung besser als in Paris, wo durch das Telefon kleine Bäche gluckern, halblaute Gespenster wispern und überhaupt ein Höllentanz am Werk ist, die Franzosen vor dem Mißbrauch ihres Telefons zu bewahren. Dies alles nur, soweit es sich nicht um automatische Verbindungen handelt – da geht's besser. So hat jedes Volk seines.<sup>7</sup>

8 Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Teil 1. München: dtv 1978, p. 179f.

9 Torberg, Friedrich: Auch das war Wien. Frankfurt, Berlin: Ullstein 1987, p. 56.

10 Zelger, Sabine: Das Pferd frißt keinen Gurkensalat. Kulturgeschichte des Telefonierens. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1998.

Dass Tucholsky in seiner Einschätzung entscheidend vom britischen Gutachten abweicht, hängt vielleicht von der technischen Entwicklung ab: Zwischen den Befunden liegen ein paar Jahrzehnte und vielleicht nisteten sich ins französische Telefonnetz erst langsam die wundersamen Nebengeräusche ein... In jedem Fall zeigt auch diese Textstelle die Präferenz der nationalspezifischen Perspektive. Unterschiede werden festgemacht, das Eigenbild über die Konstruktion des anderen – zumal des anderen »Volkes« geschärft. Die Frage ist nur, wohin oder wogegen man sich abgrenzen möchte. Nicht zufällig tauchen in der österreichischen Literatur Distinktionsversuche zu den Deutschen auf. Dabei steht nicht mehr die technische Qualität der Anlage zur Diskussion, sondern der Gebrauch. Ein interessantes Statement äußert dazu der Nörgler in den *Letzten Tagen der Menschheit*, wenn er dem Optimisten die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen Österreichern und Preußen auseinandersetzt:

Es ist in alten Mären, auf welche die Nibelungentreue zurückzuführen ist, der Wunder viel geseit. Aber was sind diese gegen die wunderbaren, märchenhaften Verbindungen der blutlebendigen Gegenwart? Denn sehen Sie: noch nicht einmal telefonieren können und nichts als telefonieren können – das mag wohl zwei Welten ergeben; aber läßt es eigentlich ihre seelische Verbindung zu, da kaum eine telephonische zustandekommen könnte?<sup>8</sup>

Als ich diese Textstelle zum ersten Mal gelesen habe, fragte ich mich: Wen meint er jetzt der Nörgler? Wer kann nicht telefonieren und wer tut es hemmungslos? Was würden Sie vermuten? Angesichts des bestechenden Gutachtens des britischen Professors hinsichtlich der technischen Überlegenheit, der jubelvollen Nachzeichnungen der österreichischen Telefongeschichte in verschiedenen Jubiläumsschriften, aber auch angesichts zahlreicher Telefonitisbefunde in der österreichischen Literatur konnten die Meister des Telefons nur die Österreicher sein. Auch in Kraus' Opus magnum gibt es einige Anzeichen für die österreichische Kunst des Telefonierens, ganze Szenen bestehen nur aus Telefonaten. Dagegen sprachen allerdings die versierten TelefonpartnerInnen des Buchbinders Wanninger, Tucholskys Berliner, die Statistik der Telefonanschlüsse – 1911 in Österreich 0,4 pro hundert Einwohner, im deutschen Kaiserreich immerhin 1,6 – sowie auch Friedrich Torbergs Charakterisierung des sog. Wieners, dessen Lust am Leben größer sei als jene an der Arbeit, was »zum Beispiel auf das strikteste eine Art von Wichtignahme und Betriebsamkeit« unterbindet, »welche sich [unter anderem] in vielfachen Telefongesprächen [...] zu manifestieren pflegt«.<sup>9</sup>

So nützen Autoren den Telefongebrauch, um sich der eigenen nationalen oder kulturellen Identität zu versichern und sie zu karikieren, um sich von anderen abzugrenzen oder abzuheben. Deshalb geht es hier gar nicht darum, zu entscheiden, wer nicht telefonieren und wer nichts als telefonieren kann, sondern es geht mir darum, die Lust zu zeigen, mit der Grenzen innerhalb Derridas kapillarem System gezogen und Verbindungen gekappt werden, bevor überhaupt telefoniert wird. Das Netz wird nicht als eines reflektiert, das Öffnung und Gleichheit verspricht, gerade daran hatte man am wenigsten Interesse – obschon diese Möglichkeit manchmal wie eine Drohung im Raum steht. Stattdessen interessiert das frühe Telefon als Medium, das behindert, abgrenzt und ausschließt.

Das gilt nicht nur für nationale Kategorien, sondern auch für gesellschaftliche, was ich im Folgenden exemplarisch anhand der Geschichte des Österreichischen Münzfernsprechers zeigen möchte.

## 2. Zur gesellschaftlichen Differenz

Auch innerhalb der Gesellschaften schafft der Umgang mit dem neuen Medium neue Unterschiede und Hierarchien oder verstärkt sie. Diese These lässt sich jedenfalls anhand zahlreicher fiktionaler Telefonate belegen<sup>10</sup> – empirische Daten fehlen weitgehend. Als umso interessanter erweist sich ein detaillierter Bericht, den ein Mitarbeiter der privaten Telephonautomatengesellschaft über die Geschichte des österreichischen Münzfernsprecher verfasst hat. Im Gegensatz zum literarischen Diskurs wird hier das Telefongespräch selbst völlig ausgeblendet. Über die Begründung der diversen Schwierigkeiten bei Aufstellung und Betrieb der Automatentelefonie kreiert aber auch er ein differenziertes Bild der sich wandelnden Gesellschaft. Selbst das mentalitätsgeschichtliche Argument findet sich in

11. Stachelberger, Alfred: Geschichte des Münzfernsprechers in Österreich. Klosterneuburg: Stachelberger 1967, p. 10.

12 Ibid., p. 11.

13 Ibid.

14 Ibid., p. 35.

15 Ibid., p. 11.

16 Ibid., p. 31.

seinem Text, mit dem er die Hürden bei der Installation von Straßenautomaten erklärt:

Die Hauptschwierigkeit lag in der Wiener Psyche, die sich gerne nach einem Vorbild orientiert. Auf ein Vorbild im Ausland konnte aber nicht hingewiesen werden. Und so stellte man sich lange und steif auf den Standpunkt, daß nicht gerade Wien die erste Stadt sein müsse, die solche Straßenautomaten erhalte, die ohnedies niemand brauche, da man ja in den Kaffeehäusern bequem telefonieren könne.<sup>11</sup>

Das im unpersönlichen Pronomen und der Passivkonstruktion verallgemeinerte Subjekt bleibt nicht ungenannt: Neben den Kaffeehaussiedern, die von den Straßenautomaten Konkurrenz für ihre eigenen Münzfernsprecher befürchteten, und neben den Kapitalgebern, die sich nur zögerlich für diese Erfindung interessierten und dann allein den Gewinn abschöpfen wollten, sind es v.a. diverse Behörden, die die Initiativen dieses privatwirtschaftlichen Unternehmens wesentlich bremsten.

Vom Magistrat über das Stadtbauamt und die Bezirksvertretungen stemmten sich alle lange Zeit erfolgreich gegen die Aufstellung von Straßenautomaten. Der Direktor des Unternehmens musste, so Stachelberger, »vorsichtig tastend zu Werke gehen, um für seine Idee und sein Werk keine zu massive, geschlossene Gegnerschaft entstehen zu lassen.«<sup>12</sup> Als wichtigster Kontrahent stellte sich dabei das Denkmalamt heraus: »Mancher Gegenstoß erforderte ein geschmeidiges Ausweichen, manches unerschütterliche Nein eine Änderung der Errichtungspläne oder deren zeitweiliges Zurückstellen.«<sup>13</sup> Am Ring war es lange Zeit unmöglich, derart profane Zeichen der Kommunikation aufzustellen. Zumindest bekamen sie eine besondere Architektur: Sie waren achteckig. Der Wiener Stefansplatz erhielt allerdings erst 1957 sein Telefonhäuschen.<sup>14</sup>

Das Gefühl der Störung trat nicht nur bei Kulturgütern auf. So machte auch das Stadtbauartenamt Probleme und verwehrte Telefonhäuschen in Baumbepflanzungen. Bei den nichtdeutschen Gebieten kam neben den üblichen Bedenken noch das »nationale Moment« dazu: »Man begegnete allem aus der Reichshauptstadt Wien Kommenden an manchen Orten gerne feindselig.«<sup>15</sup> Das nationale Moment wird in Stachelbergers Bericht aber auch noch als integratives Ansinnen deutlich: Obwohl sich kleine Gemeinden oft als unrentabel erwiesen, lässt man manche aber doch einfach mitlaufen.<sup>16</sup> Heute würde es hierfür wohl eine gesetzliche Verpflichtungsverordnung geben müssen.

So entwirft der Autor über die Verhinderungsgeschichte der Münztelefonie eine Topografie, die nach politischen und wirtschaftlichen Hegemonien geordnet ist. Wie in einem futuristischen Szenario erweist sich der neue Apparat als Fremdkörper einer anderen Welt, der die eigene nur stören kann. In jeder dieser Eigenwelten, die uns der Autor als mehr oder minder machtdurchdrungene Einheiten konstruiert, stellt der Münzfernsprecher aus verschiedenen Gründen einen Angriff auf das eigene Selbstverständnis oder Inkasso dar. Als architektonisches Objekt und Symbol der technischen Moderne provoziert er die Hüter der in die Vergangenheit gerichteten Kulturkonservatoren und Verteidiger der inszenierten Naturlandschaft. Als Symbol der Kolonialmacht reizt der Automat zu Widerstand. Als Lockmittel findet er in den Gaststätten rasch Verbreitung, vor der Tür geriert er jedoch zum unliebsamen Konkurrenzobjekt. Als Ware hinwiederum changiert der Umgang mit ihm je nach Wert, den man ihm zuschreibt oder den man herausbekommt. Vor allfälligen Investitionen ist das Gerät als solche nicht vorhanden.

Einmal installiert wendet sich die Rede statt den verhindernden den behindernden Aspekten der Telefonie zu. Mit der Präsenz des Automaten verliert er schnell alle Attribute des Fremden. Stattdessen ist es nun die Vielfalt der Störungen, über die der Autor den Aneignungsprozess nachzeichnet. Nun werden die Differenzen auf kleineren Ebenen ausgemacht, Institutionen und Ideologien, Staat, Kapitalismus oder Kolonialismus stehen nicht mehr zur Diskussion. Stattdessen wird um den Apparat ein Panorama an gesellschaftlichem Personal arrangiert, das seine wirtschaftlichen, privaten und beruflichen Interessen durchsetzt und dabei alle möglichen Fertigkeiten trainiert, nur nicht das Telefonieren selbst.

Was der Autor als Störung registriert, betrifft den mechanischen, funktionellen, olfaktorischen Bereich, einen besonderen Schwerpunkt macht er jedoch im pekuniären aus. So hatten die Kaffeehaussieder Interesse an einer technischen Begrenzung der Sprechdauer, worauf von einer Konkurrenzfirma eigens »Störgeräusch-Einwurfapparate« entwickelt

17 Ibid., p. 19.

18 Ibid., p. 7.

19 Ibid.

20 Ibid., p. 45.

21 Ibid., p. 22.

22 Ibid., p. 44.

wurden.<sup>17</sup> Auf der anderen Seite versuchten die Gäste immer wieder die Gebühren zu prellen, weshalb eine zweite Fallklappe installiert wurde – zumindest mussten die Anrufer sodann stärker am Rufrelais rütteln, damit die Telefonate kostenlos blieben.<sup>18</sup>

Die Leute in den Straßenautomaten bemühten sich natürlich, auch gratis zu telefonieren. Dort brachten die herabfallenden Münzen eine Gabel zum Tönen, was von der sog. »Manipulantin« abgehört wurde. Also rüsteten sich »viele der Benutzer [...] selbst mit Stimmgabeln aus, die angeschlagen und an die Mikrofonstütze angehalten wurden, sodaß der Ton zur Vermittlungsbeamtin übertragen wurde.«<sup>19</sup> Sie konnte dann versuchen herauszufinden, ob der Ton von einer betriebsinternen Gabel oder einer fremden ausgelöst worden war... Schon diese Beispiele bezeugen die praktische Herangehensweise bzw. technische Versiertheit der frühen Telefongesellschaft.

Diese Charakterisierung wurde im Umgang mit einem neuen Medium nochmals bestätigt, der sich allerdings wieder störend auf Geschäft und Betrieb der Automatentelefonie auswirkte. Die Radiobastler, in ihrer Hochphase der 1920er und 1930er Jahre, besorgten sich in einer Tour Hörer, Membrane und Schnüre. Stachelberger schreibt:

Es war eine Seuche, die monatelang währte und nach einem kurzen Stillstand immer wieder ausbrach. Die Streckenmechaniker waren wütend und verlangten witzig nach einer Vorschrift dafür, wie weit sie einem ertappten Dieb den Stechspitz hineinrennen sollen.<sup>20</sup>

Weit distanzierter berichtet der Autor von den politisch motivierten Attacken gegen die Straßenautomaten des privatwirtschaftlichen Unternehmens. In den Jahren des Austrofaschismus wurden auf das vermeintlich staatliche Objekt – also nach Stachelberger quasi versehentlich – zahlreiche Papierbölleranschläge verübt, durch die die Automaten genauso außer Betrieb gesetzt wurden wie von den Radiobastlern.<sup>21</sup>

Neben diesen Funktionen des öffentlichen Fernsprechers als Goldgrube, Selbstbedienungsladen und Symbol des austrofaschistischen Staates, die eine ziemliche Herausforderung für die Techniker darstellten, konfrontierten diverse Zweckentfremdungen des Häuschens – in dem eben zufällig auch ein Telefon angebracht war – noch eine ganz andere Berufsgruppe:

Der Zellenreinigungsdienst verlangt von den Reinigungsfrauen große Robustheit und einen guten Magen. Mancher Frau ist schwer übel geworden, wenn sie etwa nach einer Notdurftverrichtung in einer Zelle eine solche reinigen mußte. Die TAG [Telefonautomatengesellschaft] verfügte seinerzeit über eine Spezialistin, welche selbst die ekelhaftesten Verunreinigungen noch mit einem Lachen quittierte.<sup>22</sup>

So konstruiert der Autor bei der Präsentation seines Wissens verschiedene Klassen nach Geschlecht, Beruf oder Position, die sich auf Störungen oder deren Behebung spezialisiert haben: Techniker, Inkassanten, Erfinder und Radiobastler, Gebührenpreller, Bomber und Unternehmer, als exklusiv weiblich ausgewiesen sind Stimmgabeltonhorcherinnen und Putzfrauen.

Interessant ist, dass die Ursache für die Störungen bzw. für die technischen Weiterentwicklungen selten in technischen Belangen ausgemacht, sondern meist historisch-gesellschaftlich begründet wird und dem Autor Gelegenheit bietet, seine Sicht auf die Gesellschaft darzulegen. Über die Klassifizierung und Komparation erhält der Text eine Menge an narrativen und subjektiven Elementen, bis der Autor schließlich – meist über technische Lösungsansätze – zeigt, wie die Probleme aus der Welt geschafft werden. Diese reaktive Rolle der Technik finde ich bezeichnend, zudem die Technik hier gar nicht auf Kommunikationsbedürfnisse, sondern ihr entgegen oder aber auf wirtschaftliche, politische und private Interessen reagiert. Diese Nachfrage kann die Technik erfolgreich befriedigen. Und von diesem Erfolgstenor ist Stachelbergers Bericht denn auch weitgehend getragen.

Anders ist es, wenn die Gesprächsfunktion zur Debatte steht oder wenn das Telefonieren selbst Schwierigkeiten macht.

Hierfür scheint der fiktionale Diskurs zuständig, der darüber spannende psychologische und gesellschaftliche Befunde liefert. Die Störungen beim Fernsprechen nützt die Literatur aber auch zur Produktion magischer Welten. Immer wieder wird mit dem realistischen Duktus der Narration gebrochen, werden Metaphern aus Mythologie und Metaphysik platziert und vorwissenschaftliche Szenarien entworfen. Darum soll es im letzten Abschnitt meines Beitrages gehen.

### 3. Zur Inszenierung magischer Welten und Wesen

23 Cf. Tucholsky 1985, p. 19.

24 Cf. Kraus 1978, p. 179f.

25 Walter Benjamin: *Telephon*.  
In: Ders.: *Berliner Kindheit um  
Neunzehnhundert*. Frankfurt/M.:  
Suhrkamp 1950, pp. 22-25.

26 Cf. Genth, Renate: *Das  
Telephon. Über die Bedeutung des  
maschinellen Gehörs im Alltagsleben*.  
In: *Kunst- und Ausstellungshalle  
der BRD GmbH (Hg.): Welt auf  
tönenen Füßen. Die Töne und  
das Hören*. Göttingen: Steidl 1990  
(Schriftenreihe Forum 2), pp. 328-  
346, hier p. 329.

27 Ibid.

28 Proust, Marcel: *Die Welt der  
Guermantes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp  
1982.

29 Ibid., p. 171f.

31 Ibid., p. 172 f.

Schon in den vorher zitierten Textstellen war von »halbblauen Gespenstern« und einem »Höllentanz« zu lesen, womit Tucholsky die Nebengeräusche in den französischen Leitungen veranschaulicht.<sup>23</sup> Der Nörgler bei Karl Kraus hinwiederum verortet Mythisch-Fantastisches bei grenzüberschreitender Verbundenheit gleich auf mehreren Ebenen: erstens in den alten deutschen Mären – auf einen Ausspruch des Reichskanzlers Bülow Bezug nehmend –, um davon die Kriegsbündnisse der blutlebendigen Gegenwart als noch »wunderbarer« und »fabelhafter« abzuheben, sowie zweitens in den telefonischen Verbindungen zwischen Deutschen und Österreichern, die überhaupt so märchenhaft sind, dass sie kaum zustande kommen können.<sup>24</sup>

Wenn in der Satire das Fantastische und Märchenhafte rund um die Telefonie ironisch gebrochen wird – und man sich über die Störungen lustig macht –, finden sich magische Versatzstücke in anderen Telefonpassagen ganz ohne ironische Distanz, obschon ihnen durch die Verschränkung von Magie und Technizität des Mediums immer etwas Komisches eignet.

In Walter Benjamins Text zum Telefon aus der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* werden die »Nachtgeräusche« und die Telefonstimme zu eigenständigen Figuren – isoliert von den SprecherInnen, ausgestattet mit Macht und unheimlicher Gewalt. Der Apparat selbst, als »Zwillingsbruder« des Erzählers ausgewiesen, wird mit einem »sagenhaften Helden« verglichen, der späterhin seinen »königlichen Einzug in die gelichteten und helleren, nun von einem jüngeren Geschlecht bewohnten Räume« hält. Damit wird seiner »Erniedrigung« ein Ende bereitet, die Macht der Stimme »von drüben« geht jedoch nicht verloren.<sup>25</sup> Benjamins Personifizierung des technischen Geräts und magische Isolierung der Stimme zeigt das, was die Politik- und Literaturwissenschaftlerin Renate Genth auf die moderne »analytische Distanz zu den eigenen Wahrnehmungen« zurückführt.<sup>26</sup>

Damit aber wird die Sicherheit verstört. Die Orientierung an den sinnlichen Wahrnehmungen verliert ihre Gewißheit. Die moderne Trennung von sinnlicher Wahrnehmung und Vorstellungsvermögen beginnt.<sup>27</sup>

In Folge dieser beunruhigenden, von der Forschung quasi aufgenötigten, zumindest beschleunigten Entwicklung findet in den literarischen Texten weniger eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Rationalität statt, als vielmehr eine vielfältige Produktion vorwissenschaftlicher Imaginationen einsetzt.

In Marcel Prousts *Welt der Guermantes*<sup>28</sup> lässt sich der Erzähler, obwohl er sich vorerst der Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit der Telefonie versichert, zu einer verschwenderischen Fülle an übersinnlichen Bildern hinreißen. So erklärt er, dass »die eben noch von Weihe umgebenen Kräfte [...] ihres Geheimnisses« entkleidet wären und er nur an Beschwerde dachte. Der »märchenhafte Vorgang« funktioniere eben nicht so rasch. Aber kaum kommt der Anrufer ein paar Sätze weiter auf die Kommunikationssituation zu sprechen, kehrt er wieder in die magische Welt zurück, wird zur »Gestalt im Märchen, der auf ihren Wunsch eine Zauberin in übernatürlicher Helle, die Großmutter oder die Verlobte zeigt«.<sup>29</sup>

Wir brauchen, damit sich dies Wunder vollzieht, unsere Lippen nur der magischen Membrane zu nähern und – ich gebe zu, daß es manchmal etwas lange dauert – die immer wachen, klugen Jungfrauen zu rufen.<sup>30</sup>

Diese Jungfrauen transformiert der Erzähler in »Schutzengel auf jenen Pfaden in schwindelnder Finsternis [...], deren Eingangstor sie eifersüchtig bewachen«, er verortet sie im Reich der Götter und Gottesdienerinnen als »Allmächtige« sowie »Priesterinnen des Unsichtbaren« und er verführt uns mit ihnen in die mythologische Welt der Antike, indem er sie als »Dienerinnen des Mysteriums« oder »Danaiden des nicht zu Erschauenden« bezeichnet – also als Bräutigammörderinnen bzw. als Tote im Tartaros, die sinnlose Arbeit verrichten – oder aber als »ironische Furien, die in dem Augenblick, da wir einer Freundin ein Geheimnis zuflüstern, in der Hoffnung, daß niemand es erlauscht, uns grausam ihr »Hier Amt« entgegenhalten«.<sup>31</sup>

Was Proust hier so schön vorführt, ist das Potenzial jenes störenden und verstörenden Moments, das in der zeitlichen Verzögerung liegt und den Raum zwischen den verknüpften

32 Cf. Korff, Gottfried: Ikonographische Telefonnotizen. In: Forschungsgruppe Telefontelefonkommunikation 1990, Bd. 2, p. 455.

33 Cf. Witte, Eberhard: Telefon als Wirtschafts- und Sozialfaktor. In: Forschungsgruppe Telefontelefonkommunikation 1990, Bd. 2, p. 29.

34 Kafka, Franz: Briefe an Milena. Frankfurt/M.: Fischer 1982, p. 199.

35 Kafka, Franz: Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit. Frankfurt/M.: Fischer 1967, p. 266.

36 Boeing, Niels: Der Golem aus dem Rechner. In: Die Zeit v. 11.01.2007, p. 27.

37 Torberg 1987, p. 273.

Orten zur Projektionsfläche unterschiedlicher Imaginationen werden lässt. Konzentriert auf den Gehörsinn, der niemals sofort befriedigt wird, eröffnen die anderen Sinne ein Panorama an Bildern und Geschichten, die in jedem Fall an das Unterworfenheit des Telefonierenden gemahnen. Fixiert auf den winzigen Ort rund um das Gerät und konzentriert wartend auf Worte der Freundin oder des Fräuleins, drängen sich jedoch nicht banale Fragen zu Mechanik oder Arbeitskraft auf, sondern die Vorstellung verschafft sich Distanz zu Technik und Klappenschrank. Erst die Rückkehr der Stimme lässt den finsternen, illustren Raum wieder verschwinden und gibt selbst dem Telefonfräulein wieder ein weltlicheres Antlitz zurück.

Damit zeigt sich – entgegen Gottfried Korffs These –, dass »sprachlich-diskursives Material« mindestens ebenso empfindsam die Welt der Technik kulturell-symbolisch aufzuladen imstande ist wie die Bildkünste.<sup>32</sup> Wie könnten auch Theater oder Film auf die in Sekundenkurze aufblitzenden Welten fokussieren, da sie meist nur einen Telefonpartner vorführen, zwischen den beiden Seiten hin- und herschneiden oder den Raum dazwischen überhaupt auf die Millimeter-Breite einer Kulisse oder einer Linie zusammenschrumpfen lassen, die den Bildschirm sachlich in zwei Hälften teilt?

So erzählen uns denn auch bevorzugt die Prosaisten von der magischen Herausforderung, die sich der frühen Telefongesellschaft stellen konnte. Einer der Prominentesten jenes exklusiven Kreises aus Hoheitsinstanzen des Staates, Kaufleuten, Gewerbetreibenden und gehobenem Bürgertum<sup>33</sup> war wohl Franz Kafka, dessen Prosa, aber auch Briefe von den fatalen Schwierigkeiten des Telefonierens erzählen und dabei auch von der sinistren Welt ganzer Gespensterhorden.

In einem Brief an Milena malt er den Raum zwischen den Brief- oder TelefonpartnerInnen aus, jene »Pfade in schwindelnder Finsternis« von Proust, wo sich eine Unmenge an Gespenstern tummeln. Indem sie die verschickten Küsse austrinken, vermehren sie sich »unerhört«. Die Menschheit versucht mit Verkehrsmitteln dagegen anzukämpfen, aber, so Kafka, »die Gegenseite ist soviel ruhiger und stärker, sie hat nach der Post den Telegraphen erfunden, das Telephon, die Funktelegraphie. Die Geister werden nicht verhungern, aber wir werden zugrundegehn.«<sup>34</sup> Damit wird die Welt der Post, Telegraphie und Telefonie als Gegenseite der Menschheit ausgemacht, gegen die eine Menge hoffnungsloser Kämpfe auszufechten sind.

Immerhin scheint es in der Zukunft eine Möglichkeit zu geben, sich diesen Gegnern zu entziehen, und es ist interessant, dass Kafka die Zuständigkeit im Kampf gegen die gespenstische Gefahr ausgerechnet den Ingenieuren zuspricht: Nicht nur verhelfen sie zum »natürlichen Verkehr« mit ihren Erfindungen der Eisenbahn, des Autos und des Aeroplans, Kafka hat auch ein eigenes technisches Universum entworfen, in dem die Maschinen gar nicht mehr als Mittel fungieren. Wie bei Benjamin sind es auch bei ihm die eigenständigen Geräte, die ihre Protagonistenrolle erhalten und gar keiner Menschen mehr bedürfen: So regt Kafka 1913 in einem Brief an Felice<sup>35</sup> die Erfindung eines Parlografen an, der alle Diktate in Schreibmaschinenschrift überträgt und auf der Straße, in Eisenbahnwaggons, auf Schiffen, im Zeppelin usw. aufgestellt wird. Sodann sollen Verbindungen zwischen Telefon und Parlograf sowie zwischen Grammophon und Telefon hergestellt werden. Der visionäre Blick in die Zukunft geht aber noch ein Stück ins futuristisch Fantastische hinaus, wenn der Autor gegen seine Angst vor Telefon und Grammophon folgendes Szenario entwirft:

Übrigens ist die Vorstellung ganz hübsch, daß in Berlin ein Parlograph zum Telephon geht und in Prag ein Grammophon, und diese zwei eine kleine Unterhaltung miteinander führen.<sup>36</sup>

Wie im Genre der Science Fiction wird der Mensch in der Welt der Maschinen zweitrangig oder obsolet. Inzwischen hat die technische Wirklichkeit diese Utopien eingeholt oder überholt – mittlerweile, wie *Die Zeit* kürzlich berichtete, arbeiten Forscher an Maschinen, die sich überhaupt selbst entwerfen.

Auch die verzweifelte Sehnsucht nach einem Abschaltknopf ist längst befriedigt worden. Damals, in der Frühzeit der Telefonie, hätte eine derartige Funktion ein magisches Instrument der Zukunft übernehmen müssen: Friedrich Torbergs »Zauberschlüssel«, »mit dem man das Telefon abstellen kann«, war für seine ProtagonistInnen der 1930er Jahre noch nicht erfunden.<sup>37</sup>

Verändert hat sich ebenso die Lust auf das Mithören fremder Telefongespräche, die

38 Kraus 1978, p. 189.

39 Tucholsky 1985, p. 20.

40 Ibid.

41 Böll, Heinrich: Ansichten eines Clowns. München: dtv 1969.

42 Cf. Genth 1990, p. 330.

43 Cf. *ibid.*, p. 338. Die Autorin versucht mit dieser Gleichförmigkeit »die Neigung zum Wiederkäuen« zu begründen.

44 Cf. z.B. Rowling, Joanne K.: Harry Potter und der Gefangene von Askaban. Hamburg: Carlsen 1999, p. 7f.

inzwischen nicht mehr in der Leitung, sondern vor Ort in allen Facetten zu genießen sind. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte Karl Kraus den Nörgler noch von seinem »Gesellschaftstelephon« schwelgen lassen, über das er sich einen Einblick in die feige Welt der Kriegsgesellschaft verschaffen konnte.<sup>38</sup>

Auch Tucholsky schwärmte damals von fehlerhaften Querverbindungen. Besonders liebte er unter ihnen jene Gespräche von Liebespärcchen, die »am Telephon nicht so sprechen können«, wie sie eigentlich möchten.<sup>39</sup> Vielleicht liegt die heutige Abneigung gegen diese Lauschwänge nicht nur an der Veralltäglichen der Mobiltelefonie, sondern auch an der Veralltäglichen isolierter Sinneswahrnehmungen, die kaum mehr zur Vernetzung mit anderen anzuregen vermögen. Tucholskys Beschreibung dieser Telefonate bezeugt jedenfalls noch die Auseinandersetzung mit einem ganzen Panorama an Sinnen, indem er Verbindungen zwischen den verschiedenen Organen herstellt. Zur Veranschaulichung von Stimme und Stimmung verknüpft er den Gehör- mit dem Geschmack-, dem Geruchssinn, dem Gesichts- und dem haptischen Sinn, wenn er die »akustischen Austern« wie folgt beschreibt: »Man riecht es am Ton, was da los ist. Der Ton ist butterweich, hellgelb, milde wie Mathilde und leicht verklemmt.«<sup>40</sup>

Einige Zeit später wird sich Heinrich Böll in einem Roman über die Reduktion auf den Gehörsinn beim Telefonieren hinwegsetzen und seinen Helden mit der übersinnlichen Fähigkeit ausstatten, auch Gerüche übers Telefon wahrzunehmen,<sup>41</sup> aber da ist das Telefon schon dabei ein Massenmedium zu werden. In dieser Zeit schrumpfen in der Literatur auch die magischen Welten und der Anteil an Gespenstern und Göttern geht zurück, wenn er auch nicht ganz schwindet.

In der Frühzeit des Fernsprechens jedoch war man mit der schmerzlichen Auflösung der »Sinnlichkeit als sensible, empfängliche Begegnung mit der Welt« konfrontiert.<sup>42</sup> Man hatte sich der Herausforderung zu stellen, die Sinneswahrnehmungen voneinander zu isolieren und getrennt zu beobachten und man nahm das Ensemble der sinnlichen Eindrücke noch nicht gleichförmig wahr.<sup>43</sup> Von diesen spektakulären Veränderungen lässt sich – wie vorgeführt wurde – über die Aneignung des Telefons einiges in Erfahrung bringen: das Spiel mit Sinnesverflechtungen, die magische Inszenierung der Zwischenräume oder die Vision technischer Menschheitsrettung.

Da jedoch Präsenz und Funktionsfähigkeit schon damals schnell zur Gewöhnung an das neue Medium führten und die Rede darüber verstummt, fokussieren Bericht und Literatur auf dem Element der Störung in all seiner Bandbreite. Wie gezeigt wurde, ist das frühe Telefonat gestört durch Höllentänze, Rachegöttinnen, Attentate, durch nationale und kulturelle Differenz oder Störgeräusch-Einwurfautomaten. Der Apparat wiederum stört architektonisches Empfinden und in der Landschaft, stört die Psyche, die Geschäfte und die nationale Selbstbestimmung. Dank dieser Irritationen finden sich in verschiedenen Texten über das Telefon Reflexionen zu den damaligen Umbrüchen in der Gesellschaftsstruktur, des nationalen sowie politischen Selbstverständnisses. Gerade weil das Fernsprechen dem Prinzip nach überall und für jeden gleich funktionieren könnte, werden Unterschiede zum Parameter nationaler, kultureller und geschlechtsspezifischer Differenz. Der drohenden Zukunft einer klassenlosen, radikaldemokratischen Weltgemeinschaft wurde jedenfalls schon einmal prophylaktisch und erfolgreich entgegengearbeitet.

Ich denke, dass sich diesbezüglich der Telefondiskurs nicht besonders geändert hat. Im Gegenteil: Mit der Privatisierung und Vermarktung der Branche bieten Werbung und Statistik ein schier unendliches Feld für allfällige Konstruktionen eigener und fremder Identitäten, egal ob nach nationalen, geschlechts- oder klassenspezifischen Kategorien. Die Lust, über den Telefongebrauch Charaktere und Hierarchien festzuschreiben, sowie der Drang nach technischer und ökonomischer Hegemonie scheint ungebrochen.

Verändert hat sich hingegen wohl der Umgang mit der technischen Störung, der heute eher zur Kündigung des Netzbetreibers oder zum Kauf eines neuen Handys führt – in der Frühzeit des Telefons jedoch zur Bevölkerung mythischen und magischen Personals anregte.

Umgekehrt vermag sich die fantastische Welt vor allfälligen Telefonstörungen auch heute noch ganz gut zu schützen. So beherrschen die Zauberer rund um Hogwards und Harry Potter die Kunst des Telefonierens nicht. Das ist Sache der Muggels.<sup>44</sup> Im Gegensatz zu Kafkas telefonverliebter Gespensterwelt, die von der Menschheit bekämpft wird, sind es hier – 100 Jahre später – die Menschen, die telefonieren, während sich der wahre Zauberer eine



45 Cf. Dies.: Harry Potter und der Orden des Phönix. Hamburg: Carlsen 2003, p. 157.

Eule hält. Allerdings ist dieser Nachrichtentransport via Nachtvögel auch nicht störungsfrei – manchmal werden die Eulen einfach abgefangen – und außerdem machen die Tiere ungeheuren Mist. So wurden sie inzwischen – zumindest im Zaubereiministerium – durch blassviolette Papierflieger ersetzt, die sich von den Schrecken der Finsternis insektengleich in der Nähe von Leuchten und Lampen erholen.<sup>45</sup>



**Dr. Sabine Zelger**, Diplomstudium der Germanistik und Theaterwissenschaft an der Universität Wien. Abschluss 1990, Doktoratstudium ebda., 1997 abgeschlossen. Seit 1998 wissenschaftliche Studien zur Bürokratie, Staat und Literatur.  
Kontakt: [sabine.zelger@quattro.co.at](mailto:sabine.zelger@quattro.co.at)